

Verleihung des  
Adelbert-von-Chamisso-Preis 2006 der Robert Bosch Stiftung  
am 16. Februar 2006 in der Allerheiligen-Hofkirche, Residenz  
München

Péter Esterházy

Laudatio auf

Zsuzsanna Gahse –  
Adelbert-von-Chamisso-Preisträgerin 2006

Sperrfrist: 16. Februar 2006, 19 Uhr

Es gilt das gesprochene Wort!

Die Übersetzung ist von Zsuzsanna Gahse, nein, diesmal beginnt das, was ich begonnen habe, nicht so, die Übersetzung ist von György Buda.

Motto 1. Aus dem Buch „Eine Frau“, die Übersetzung ist von Zsuzsanna Gahse: Es gibt eine Frau. Sie haßt mich. Schatten, so nennt sie mich. Zum Beispiel sagt sie: Da bist du also? schleichst du hier herum, Schatten? Ein andermal: Zu Mittag, Schatten, gibt es Wirsing, in Ordnung?

Motto 2. Aus dem Buch: „Peter Schlemihls wundersame Geschichte“, die Übersetzung ..., es gibt keine Übersetzung, denn die Muttersprache des Autors ist zwar Französisch, doch es fügte sich, daß er Deutsch lernte, die Sprache liebte, wie auch ihn die Sprache, wiewohl er zuweilen Probleme mit den Sprechern dieser Sprache bekam, wer aber hat die nicht bekommen. Das Zitat: Ich bat ihn leise, mir zu sagen, wer der gefällige Mann sei dort im grauen Kleide. – „Dieser, der wie ein Ende Zwirn aussieht, der einem Schneider aus der Nadel entlaufen ist?“ – „Ja, der allein steht.“ – „Den kenn ich nicht.“

Guten Abend, meine Damen und Herren. Wobei Damen kein gutes, kein wirkliches Wort ist. Im Singular hat es einen spöttischen Beigeschmack; zu sagen, eine Dame sei gekommen und habe dies oder das gesagt, hat beinahe etwas Abfälliges. Damen in der Mehrzahl, als Bestandteil der Begrüßungen wirken noch halbwegs akzeptabel. Und solange von mehreren Frauen, von einer Gruppe gesprochen wird, ist es nicht falsch, Damen zu sagen, zumal, wenn einem kein anderes Wort einfällt, sehr geehrte Faschisten und Faschistinnen, oder eher Bürgerinnen oder Schwimmerinnen vielleicht, wobei Schwimmerinnen, auch wenn sie, als heitere Personen, heiter angesprochen werden, als seien die lebensbejahenden Schwimmerinnen grundsätzlich gesund, gerade mit der Gesundheit Probleme haben können, das können sogar beachtliche Gesundheitsprobleme sein, zumal, wenn sie Leistungssport betreiben, weil der Leistungssport, das ist bekannt, alles andere als gesundheitsfördernd ist.

Jandl sagt sogar: ... ich fühlte nie des schwimmers todeslust \ hab immer stracks zurück zum strand genußt.

Also zurück zum Strand. Chamisso kannte ich noch vor Gahse, und ich kannte den Chamisso-Platz in Berlin noch bevor ich Chamisso kannte. In einer so riesigen Stadt – dachte ich damals in jener riesigen Stadt, so lese ich es im Roman „Wer haftet für die Sicherheit der Lady“ in der Übersetzung Paetzkes – wäre sicher ein schattenspendendes Plätzchen vonnöten, das Chamissoplatz hieße; er, der Lektoratsgutachter, würde dann an diesem Platz hängen, als sei er ein Ostfranzose. Denn es hat sich ja nunmehr herausgestellt: Die ostfranzösischen Schriftsteller sind anhänglich. Alte Häuser vom Anfang dieses Jahrhunderts würden ihn umgeben, an der Ecke stünde eine urtümliche öffentliche Toilette mit einzelnen Klosettbecken, in der Mitte ein Park und ein uralter, altfränkischer Ziehbrunnen. In der Stadt würden sogleich alle möglichen Redewendungen in Umlauf sein, „kommen Sie, Gnädigste, lassen Sie uns den *Chammy*-Schritt wagen“, das wäre der Schlager, der auch den kampfgestältesten Damen – oder Schwimmerinnen? – das Blut ins Gesicht triebe, die Rechtsanwaltsanwälter, diese leichten Jungen, würden von da an *Chammes* heißen, und *Chammissilbriefe* wären jene, die wir verschickt und auch nicht verschickt haben, in verschiedenen Versionen würden sie die „von der Staatsmacht verfassungfeindlich über Dampf geöffneten“ Briefe bedeuten. Doch hier würde der Sprachgebrauch – eine Zeitlang – unsicher werden, er würde *chammieren*.

Chammierende Texte, fast könnte Gahses neues Buch so heißen, „Instabile Texte“ lautet der echte und schöne Buchtitel, und ich denke, dieser Titel charakterisiert Zsuzsa Gahses ganze Kunst. Wenn wir uns einen Jux machen wollten, was sonst natürlich nicht zu unseren Angewohnheiten zählt, könnten wir behaupten, Gahse sei schon vom lieben Gott für den Chamisso-Preis vorgesehen worden. Wie der kleine Louis Charles Adelaide neunjährig mit seinen Eltern vor der französischen Revolution über die Grenze nach Lüttich geflohen war, so floh die kleine Zsuzsanna nach der ungarischen Revolution mit ihren Eltern neunjährig, nein, zehn, über die Grenze nach Wien.

Für eine sprachlich sensible Person ist der plötzliche Wechsel in ein fremdes sprachliches Umfeld etwas Brutales. Seinerzeit lautete im Fach Mathematik der Satz, der für die Negation einer Behauptung diente, wie folgt: Im Leben einer

jeden Frau kommt der Moment, in dem sie etwas tun möchte, was sie nicht darf. So irgendwie. Und in ähnlicher Weise: Im Leben eines jeden Osteuropäers oder Ostfranzosen kommt der Moment, in dem er vom Ort, an dem er sich befindet, nichts als weg möchte. Diese Momente habe ich immer ohne nachzudenken und ohne Konflikte verscheucht, ich hatte einfach Angst, meine Muttersprache zu verlassen. So vermessen war ich nicht, zu sagen, ich wollte die Muttersprache nicht auf sich allein gestellt zurücklassen, es war eher umgekehrt, ich wollte nicht solcherweise allein bleiben. Ich dachte nämlich irgendwie, die ungarische Sprache stecke dort im Land, man könne sie nicht mitnehmen. Das ist freilich eine Frage der kulturellen Tradition, Gombrowicz nahm die polnische Sprache ganz gewiß mit sich, bis nach Südamerika. Und ich glaube, die deutsche Sprache war auch in Pacific Palisades vorhanden, man hat sie dorthin mitgenommen, während sie auch in Berlin und in Nürnberg auf den fürchterlichen Rednerpodesten vorhanden war. Ja, das klappt selten, daß sich der Geist der Sprache die schönste mögliche Wohnung aussucht, daß er sich zum Beispiel lieber bei Bulgakow einmietet als bei Stalin, lieber bei Fancsikó und Pinta als beim Mörder Imre Nagys (samt der großzügigen Fortentwicklung der Landwirtschaft).

Chamisso und den Chamisso-Preisträgern war es jedoch mehrheitlich nicht möglich, abzuwägen, der Luxus des Entscheidens war ihnen genommen; meistens wurden sie von der Geschichte in eine Situation geworfen, mit der sie dann etwas anfangen mußten. Bei den Hausgöttern Gahses haben wir es offenbar auch nicht mit dem Zufall zu tun, sie heißen Gertrud Stein, Gombrowicz, Beckett. Nebenbei ist jene unheilvolle westungarische Region, in der im Herbst 1956 tückische Tretminen explodierten, das klassische Fluchtgelände, auf dem die Menschen im Schutz der Dunkelheit mit der letzten Anspannung ihrer Kräfte versuchten, ihr Leben zu retten, allein, zu zweit, als Familie, „to save“, wie wir heutzutage auf dem Computer speichern, zu bewahren, aber vielleicht auch in Klammern zu setzen, aus dem aktuellen Verkehr ziehen – und oft genug wird es gerade das sein, was sich die durch den Schilfgürtel fliehenden Menschen fragen: Was müssen sie denn in Klammern setzen, das, was sie verlassen haben, oder ist gerade das der Preis des neuen Lebens, des Am-Leben-Bleibens, daß jenes nur so halb und halb Gültigkeit besitzt, sie sind hierher gekommen und haben damit einen Teil ihres Lebens dort gelassen, vielleicht auch ihre

Sprache – also erschließt sich diese unheilvolle Region dem deutschsprachigen Leser nach und nach, er kann sie durch Gahse kennenlernen, sie ist aber auch Schauplatz des ersten Romans von Terézia Mora, Agota Kristof hat ebenfalls über sie geschrieben, und wenn es in der Harmonia Caelestis Landschaftsbeschreibungen gäbe, dann wäre sie auch dort zu finden, vielleicht. (Bezogen auf eine leere Menge ist *fast* jede Behauptung richtig, pflegen die Mathematiker zu sagen, gleichsam um uns zu beruhigen, doch lächeln sie dabei so schlau, als hätten sie etwas überaus Geistvolles, ja etwas Witziges, aber recht Kompliziertes gesagt, das außerdem noch einen kleinen Dreh enthält, ein kleines München, das gleich explodieren wird, wenn auch nicht wie die Minen von 1956 ...)

Es gibt heute auffallend viele ungarischstämmige Schriftstellerinnen auf der Welt, die alle Prosa schreiben, Gahse, Mora, Kristof, Zsuzsa Bánk, Christina Virágh. Ist es denkbar, daß Ungarn die Prosaschriftstellerinnen, seine Prosaschriftstellerinnen vertreibt? Ist es denkbar, daß die Ungarn wegen ihrer Prosaschriftstellerinnenintoleranz berüchtigt und berühmt sind? Ist es das und das Gulasch? Daß wir fast schon von einer Prosaschriftstellerinnenjagd sprechen müssen, daß wir diesen Reflex aus dem fernen Asien mit uns gebracht haben? Oder ist es möglich, daß es ein wenig umgekehrt stimmt: sie sind eben deshalb zu Prosaschriftstellerinnen geworden, weil sie weggegangen sind? Und wenn sie zu Hause geblieben wären, dann schrieben sie heute Lyrik oder gar nichts? Eine Frau soll Lyrikerin sein, und/oder ordentlich kochen können.

Die Aufgezählten haben sich für die neue Sprache verschiedene Strategien ausgewählt, die eine hat sich voll und ganz hineinbegeben, die andere benützt vorsichtig, das heißt, bescheiden und mißtrauisch die splinternackten Formen – doch weisen alle ihre Texte eine, sagen wir, eine Geometrie auf, die dem ungarischen Betrachter sehr bekannt vorkommt. Die ungarische Literatur oder das geistige Leben in Ungarn hat es noch nicht begriffen, wie viel diesen Schriftstellerinnen zu verdanken ist. Sie vermögen nämlich einen uns bekannten Gegenstand auf eine uns unbekannt Weise zu betrachten – was (von diesem ungarischen Gesichtspunkt her gesehen) besonders aufregend, ja, lehrreich genannt werden kann. Eigentlich müßte ein Gegen-Chamissopreis gegründet werden, oder eher ein verkehrter Chamisso-Preis, der Ossimach-Preis, der also nicht denen zukommen sollte, die zu uns gekommen sind und uns in dieser Weise

bereichern, sondern denen, die von uns weggegangen sind und uns doch bereichern können.

Die Chamisso-Preisträger werden bei vielen Namen genannt, so auch Gahse, sie wird als deutsch schreibende ungarische Autorin oder als in der Schweiz lebende Deutsche ungarischer Herkunft bezeichnet, die Benennungen „chammieren“. Sie selbst schreibt über dieses instabile Who is Who: Er (wer auch immer) wurde in Hamburg geboren und lebte dann in München, er wurde in Hamburg geboren, lebte dann zwei Jahre in Paris, später in Rom; ein Hamburger. Er war in Hamburg auf die Welt gekommen, lebte jedoch in Kiew, später in Mělník, so dass er ein Tscheche war, er lebte eine Weile dort, der Hamburger war ein Tscheche, einige Jahre danach war er in Rom angelangt. Dort traf er eines Abends jenen Mann, der in Zürich auf die Welt gekommen war und in Genf lebte, der Genfer kam an, und es wurde ein wichtiger Abend, für beide Römer.

Zsuzsanna Gahse ist möglicherweise eine Römerin, eine Fremde, eine Ausländerin, genau wie Chamisso, da sie aber deutsch schreibt und eine Schriftstellerin ist, ist sie eine deutsche Schriftstellerin und fertig! Beziehungsweise nicht ganz fertig.

Die Überlegung, ob eine Wesensart vom Leben erschaffen (bestärkt, zerstört) wird, oder ob diese von Haus aus da ist, würde zu weit führen. Jedenfalls scheint Gahse ihren Platz im Niemandsland kontinuierlich zu registrieren, an der Grenze, in der Grenzverletzung, zwischen den Sprachen. Instabile Leben, Länder, Welten, Texte. Sie spricht jedoch (auch unausgesprochen) nicht über jenen Schmerz, der sich sozusagen aus dem Verlust oder vorübergehenden Verlust der Muttersprache ergeben kann, nicht über das Drama und das Abenteuer des Erwerbens einer neuen Sprache, sondern über die Erregung und den Reichtum der Instabilität. Wir vernehmen eigentlich ein Lob der Mehrsprachigkeit, was überraschend klingt. Ich zum Beispiel predige immer über die Einsprachigkeit der Schriftsteller, über die fast schon fundamentalistisch zu nennende geistige Haltung, darüber, daß der Schriftsteller gerade mit den Möglichkeiten und Schranken einer *einzig*en Sprache arbeitet, mit ihrer Unendlichkeit und Endlichkeit. Die eigentliche Arbeit des Schriftstellers beginnt eben dort, wo, formulieren wir es so, die Sprache unbegabt ist. Gahse aber pickt sich

nicht die Rosinen unter den Sprachen heraus; wenn sie Sprünge ausführt, tut sie das nicht, um dadurch in eine bequemere Position zu kommen, sondern um den Sprung selbst in Augenschein zu nehmen. Sie planscht nie in der Sprache herum, sie bewahrt sich immer die Freiheit und die Disziplin der Daraufsicht von außen. Eine Joyceanerin würde ich sie nicht nennen, aber vielleicht doch eine Finnegans Wakeianerin, als wollte sie sämtliche Sprachen zugleich besitzen und sie auch zugleich sprechen. Ohne sich im Turm von Babel zu befinden.

Das ist, wie ich meine, ein einmaliges und fruchtbares sprachliches Verhältnis.

Und wen die Gesamtheit der Sprachen anzieht, den zieht auch ihr Fehlen an. Nicht die Stille, nicht das Schweigen (obgleich das in der Tiefe der Literatur immer aufzufinden ist), sondern die Wortlosigkeit. Gahse knüpft das Leben nicht an Worte, es interessiert sie durchaus, was dort ist, wo es keine Worte gibt. Wo es nicht einmal Worte gibt. Als ihr großer Dichterfreund seine Sprache verloren hatte, mußte sie feststellen: „er war auch ohne Sprache der, den ich vorher gekannt habe“. Und damals begann sie zu denken, daß sie, wie jeder andere, darüber hinaus, was sie innerhalb der Sprache denkt, noch eine Menge sieht, ohne dabei ein Wort zu denken. Niemand kann mehr als einen Satz auf einmal denken, obwohl er viel mehr sieht. Angenommen, jemand sitzt im Bus und unterhält sich mit seinem Gegenüber über den mißlungenen Start eines Raumschiffes: Die Fernsehbilder, die Zeitungsfotos des mißglückten Ereignisses sieht er deutlich, weil er darüber spricht, inzwischen sieht er auch die schmutzigen Schuhspitzen seines Nebensitzers, die Straßen, die Leute, an denen der Bus vorbeifährt, ein Stück Himmel, eine Menge Werbung und Autos, die schneller sind als der Bus, und während er über das Raumschiff spricht, wird er nicht Werbung, Leute, Himmel und schnellere Autos denken. Jedenfalls wird er das nicht als Wörter denken. Die schmutzigen Schuhspitzen kommen in seinem Kopf auch nicht vor. Nicht als ein Wort, als Schmutz schon!

Die sprachlose Wahrnehmung – auch das macht einen Teil der Sprache Zsuzsanna Gahses aus.

Und einen Teil macht das Übersetzen aus. Übersetzen ist in ihrem Fall nicht bloß eine Möglichkeit, sondern vielleicht auch eine Notwendigkeit, es folgt organisch aus ihrer Literatur-Auffassung. Möglicherweise erachtet Gahse selbst

das Schreiben als eine Art Übersetzen, das Schreiben als Bewegung zwischen nichtexistenten Sprachen in der Karnevalsmaske einer existierenden Sprache. Das hört sich ein wenig schon danach an, als hätte es der Held Dezső Kosztolányis, Kornél Esti gesagt.

Doch ich benütze zu oft das Wort Sprache. Denn Zsuzsanna Gahse baut zweifellos bewußt auf die vorhergehende Kenntnis der Sprache, auf die selbständige, vom Autor unabhängige Bewegung der Sprache, auf deren Überraschungen, doch geht sie auch darüber hinaus. György Ligeti sagte einmal, daß er in vielen seiner Kompositionen zunächst einen Raum aufbaut, einen Tonraum, und sobald er diesen Raum gefüllt hat, kann er deutlich ein Hologramm einsetzen, das Hologramm wird dann deutlich zu erkennen sein. Wir beziehen dieses Bild auch auf Gahses Vorgehensweise, sie stellt einen Sprachraum her, um dann darin das deutlich zu erkennende Hologramm der Geschehnisse einzusetzen. Erzählinself, wie sie das nennt. Also heben sich nicht bloß Worte aus dem Meer der Worte, sondern auch diese Erzählinself, dann ein Mann, dann noch einer, eine Frau, eine Mutter, ja, selbst die Revolution von 1956, ein Lachen, eine Einsamkeit, eine Zigarette, Ruhe und Unruhe, – „spannend und klar und also unterhaltsam“.

Auf die Frage: Wer haftet für die Sicherheit der Lady?, kennen wir die Antwort, niemand. Und darin befindet sich die einzige Hoffnung. Zsuzsanna Gahse hat ihren Schatten gefunden, ihren unsichtbaren Schatten.

In dem Text finden sich in wortwörtlicher oder in verzerrter Form unter anderen Zsuzsanna-Gahse-Zitate.